

Bezugs-Preis
In Halle und Umgebungen 1.50
In den übrigen Provinzen 1.75
In den auswärtigen Ländern 2.00

Halle'sche Zeitung.

Verleger: C. C. Meißner
Halle a. S., Gr. Poststraße 17.
Druck: C. C. Meißner

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition
Halle, Leipzigerstraße 87.

Halle a. S., Dienstag 7. April 1896.

Verleger: C. C. Meißner
Halle a. S., Gr. Poststraße 17.

Die „nahebare Gefahr.“

Das sich einzelne Europäer und ganze europäische Völker gegenseitig zu aufführen, als befände sich das futuristische und geschichtsmilde Europa ganz allein auf diesem Erdenrund und als kämen die unzähligen Millionen Menschen der übrigen Erdtheile gar nicht in Betracht, das ist eine alte Erfahrung, die während der letzten drei Jahrzehnte des nunmehr ablaufenden 19. Jahrhunderts leider allzu häufig gemacht werden mußte.

Der Kampf um Ost- und Westeuropa! Das ist die Loosung, mit welcher wir Europäer zu Beginn der 70er Jahre in die neue Zeit getreten sind, deren Eigenthümlichkeiten sich seitdem immer mehr entwickelt haben und die sich noch immer eigenhümlicher entwickeln werden. Die neue Zeit des 19. Jahrhunderts wartet nicht auf die Kalenderangaben des 1. Januar 1901, sie hat bereits begonnen, die Zeit des ungemessenen Aufstieges, unter dessen Zeichen die mächtige Welt des Kaiser Wilhelms II. das sehr richtig ausgedrückt hat. Der Weltverkehr mit seinen noch vor einem Vierteljahrhundert nicht gekannten riesigen Aufschwüngen wird die Beziehungen der Völker zu einander regeln, und welche dem Volke, welches diesen Geist der neuen Zeit nicht erfährt! Wehe vor Allen dem Volke der Europäer, wenn es diesem vernüchlich daher brausenden Geist gegenüber in seiner alten Geripptheit beharren sollte.

Der an solche Betrachtungen sich knüpfenden Gedankensreihe fügen sich auch die Auslassungen an, welche der französische Diplomat und Abgeordnete d'Estournelles de Constant in der Sitzung des „deux Mondes“ vom 1. April unter der Aufschrift: „Die nahebare Gefahr“ veröffentlicht hat. Diese Gefahr ist ihm der aus eben jenem Weltverkehr entstehende Mißverhältnis der überseeischen Länder, welcher Afrika, Industrie und Handel des alten Europa bedroht. Dieses alte Europa hatte sich darauf eingerichtet, der Lieferant der ganzen Welt zu sein und geht nun nach der Meinung von d'Estournelles einem ungeheuren Krach entgegen, weil es diese Rolle nicht mehr lange wird beibehalten können. Es lohnt wohl, seinem Gedankengang näher zu treten. Er schreibt:

Europa hat seit 50 Jahren zu stark gelebt. Es hat seine Erzeugnisse fast bis zum Weltende hinverkauft, es hat seinen Handel geerntet und seinen Wohlstand in solcher Ausdehnung geerntet, daß es im Stande ist, mit seinen Waren die ganze Welt zu versorgen. Heute fangen jedoch die Mißgriffe an, sich zu verringern, denn nicht nur die Erzeugnisse der europäischen Völker werden überflüssig, sondern die Völker selbst sind ihnen gefällig und setzen die Abnehmer der europäischen Erzeugnisse in den Stand, zuerst sich selbst zu genügen und dann die Waren anderswo zum Schaden der europäischen abzugeben. Die Vereinigten Staaten geben das erste Zeichen der Fremdenabkehr, aber ihr Beispiel macht rasch Schule. In Centralamerika, Südamerika, Australien, Indien, Japan erheben sich andere Mitbewerber und schließlich auch unsere Mächte. Nur Afrika bleibt uns noch als neuester und letzter Kunde Europas. Mit dem Alterthum ist es schon so weit gekommen, daß der europäische Verbrauchersinn für mehrere Erzeugnisse den amerikanischen oder australischen Markt vorzuziehen findet als den europäischen. Sogar in Westamerika hat der Alterthum bereits von dem Mitbewerber Südamerikas so sehr, wie es denn in dem verjüngten Indien, in West-Indien, in Ost-Indien, in Ost-Indien und das kaum erst zur Kultur erwachte Ostindien betreten den gleichen Weg. In allen diesen Ländern ist der Boden und die Arbeit um die Hälfte oder noch mehr billiger als in Europa, und der Transport über den Meeresspiegel ist so leicht, so billig, so rasch, als der Transport von Marseille nach Paris vor fünfzig Jahren ... Die Industrie fühlt die Konkurrenz heute noch nicht so stark wie die Landwirtschaft, wird aber noch mehr als sie darunter zu leiden haben, besonders wenn die Erleichterung der Verkehrsmitel auch die existenzfähigen Handelswege nach Europa öffnet. Was vor ihm das gigantische Projekt der doppelten Eisenbahnverbindung zwischen Europa und Asien im Norden und Süden gerührt wurde, sagte Menan: „Ja, das ist sehr schön, wenn es nicht der große Weg der Invasion wäre.“ Dabei erinnerte er an Amalcan. Alle Europäer mögen ihrer schwierigen Lage eingebend sein und nicht vermeiden, was sie bestimmen können, vor allem große Arbeitseinstellungen und Kriege ... Nach beendigten Kriege würden die europäischen Arbeiter schwerer Arbeit finden als je, denn die europäische Industrie würde durch diesen Krieg ihre letzten auswärtigen Absatzgebiete verlieren. Die Tage nach dem Kriege würden für Europa und Weltlage schlimmer sein, als der Krieg selbst. Das ist ein Grund mehr, um alle europäischen Nachbarn, die den Krieg zu entfesseln im Stande sind, zur äußersten Friedensliebe zu mahnen.

Man hört diese Mahnungen zur Wahrung des europäischen Friedens um so lieber, als sie aus dem Munde kommen, welches im 19. Jahrhundert die allermeisten Kriege unternommen und auch während der letzten drei Jahrzehnte nicht aufgehört hat, mit Kriegszügen und Heere zu einem gefährlichen Feuerwerk zu spielen. Nicht um die mündigen Völker von Ost-, Central-, Mittelmeer und Pontus steht der Streit, die großen Ozeane dürftigen die Lebensbedingungen für die neue Zeit. Wache auf, Europa! Von den Ozeanen kommt die Gefahr — oder auch, je nachdem man sich vorbereitet, der Segen.

Deutsches Reich.

* Sonnabend Vormittag verließ Se. Majestät der Kaiser, mit aus Palermo gemeldet wird, zur Erledigung von Meierungsangelegenheiten an Bord der „Hohenzollern“ bis zur Mittelmeerfahrt. Ihre Majestät die Kaiserin folgte mit den kaiserlichen Prinzen, dem Herzog und die Villa Marittima des Herrn Whitaker, eines Verwandten des deutschen General-

konstuls in Neapel v. Neufossli, welcher Ihre Majestäten an Stelle des erkrankten Obersten v. Engelbrecht von Neapel begleitet. Frau Whitaker überreichte der Kaiserin ein prächtiges Bouquet. Später überbrachten die kaiserlichen Bedienten Ihren Majestäten eine Sammlung von prächtigen Photographien der Denkmäler Siziliens und zahlreiche Bände, welche die Geschichte und die Sitten Siziliens enthalten; unter diesen Bänden befanden sich auch, in denen Dr. Vire die Volkserhebungen Siziliens aufgeführt hat. Nachmittags 2 Uhr unternahm der Kaiser und die Kaiserin mit den Prinzen einen Ausflug nach Monreale. Während die Allerhöchsten Herrschaften sich im Dome befanden, regnete es stark, doch bei der Hin- und Rückfahrt war das schönste Wetter. Die Majestäten besichtigten mit besonderer Aufmerksamkeit das Grabmal des Normannenfürsten Wilhelm des Guten und trugen dann ihre Namen in das Register des zur Kathedrale gehörigen Klosters ein. Der Bürgermeister überreichte den Majestäten Blumen und Orangen. Einer Einladung des Erzbischofs folgend, besuchte das Kaiserpaar Johann den erzbischöflichen Palast, von dessen Terras das herrliche Panorama der Gona d'oro überblickt werden kann. Um 5 Uhr fuhren die Majestäten mit den Prinzen nach Palermo zurück. Auf dem ganzen Wege wurden sie eifervoll begrüßt. Abends konzertirte die Kapelle der „Hohenzollern“ vom Theat. der „Rothen Kreuzes“ im Theater zu Palermo. Das Konzert war ein ausgezeichnetes Programm auf und wurde mit großem Beifall aufgenommen. Die Kapelle mußte den „Sang an Regir“ zwei Mal vortragen. Das Theater war überfüllt; die deutsche Kolonie war sehr stark vertreten. Als die Kapelle die italienische Symphonie gespielt hatte, forderte das Publikum die deutsche Symphonie, welche alsdann von der Theaterkapelle vorgetragen wurde. Das gelammte Publikum begrüßte beide Symphonien mit großer Begeisterung. Sonntag früh fand Gottesdienst auf der „Hohenzollern“ statt. Nachdem seine Majestät die Eglise verlassen, hielt Dr. D'vander die Predigt. Um 1/2 Uhr empfing Se. Majestät den feierlich einrückenden General, den Präfecten und den Spandoc von Palermo in feierlicher Audienz. Darauf wurden die Admirale und Kommandanten des zu Ehren der „Hohenzollern“ vor Palermo anberden italienischen Seehausers empfangen und Johann von Sr. Majestät zum Frühstück gezo-gen, während die Kaiserin sich zur Besichtigung einiger Sehenswürdigkeiten an Land begab. Nachmittags nahmen Ihre Majestäten den Thee an Bord der „Sardagna“ ein. Abends ging die „Hohenzollern“ in See, um nach Umfassung der Westküste von Sizilien vor Gircgent zu ankern. Am Montag besichtigte der Kaiser außer dem Hafenort Porto Empedocle auch die Tempelruinen des alten Agrigent, zwischen Porto Empedocle und Gircgent gelegen. Se. Majestät nahm das Frühstück in den erhabenen Tempelruinen des Olympischen Zeus ein, wo die kaiserlichen Bedienten ein prächtiges Fest für 30 Personen herrichten ließen. Obwohl Se. Majestät der Kaiser die Stadt Gircgent selbst nicht besuchen wird, so wird dieselbe doch deutschen und italienischen Flaggengruppen anlegen.

* Wie das „N. S. R.“ Telegramm-Korrespondenz-Bureau meldet, wird den am 14. d. Mts. in Wien eintreffenden Kaiserlichen deutschen Majestäten ein besonders feierlicher Empfang am Südbahnhofe bereitet werden. Zum Empfange Ihrer Majestät der Kaiserin wird die Erzherzogin Maria Josepha in Vertretung der Kaiserin Elisabeth am Bahnhofsangelegen sein. Beim Einzuge vom Bahnhofs in die Hofburg wird Ihre Majestät die Kaiserin mit den kaiserlichen Prinzen und der Erzherzogin Maria Josepha im vierpännigen Calamagen a la Daumont fahren, in einem weichen einhörseligen Wagen werden Se. Majestät der Kaiser mit dem Kaiser von Oesterreich folgen; Johann kommen die Erzherzoge und die bediensteten Gefolge. Nachmittags findet in der Hofburg ein Galabier. Abends in der Hofoper Theater paré statt. Nach dem Diner reist Ihre Majestät die Kaiserin mit den kaiserlichen Prinzen nach Berlin ab. Am 15. findet die Frühjahrsparade statt, welche Kaiser Franz Joseph persönlich kommandiren wird. Se. Majestät der Deutsche Kaiser wird sein Infanterieregiment, Erzherzog Otto sein Marenregiment vorführen. Der Parade folgt ein großes militärisches Diner in der Hofburg. Abends reist Se. Majestät der Deutsche Kaiser nach Berlin ab.

* Am 4. d. Mts. wurden Prinz und Prinzessin Heinrich von Preußen von Bayreuth in feierlicher Audienz empfangen. Bei dem Empfange Ihrer Königlichen Hoheiten im Kautzen waren, wie aus Rom gemeldet wird, der preussische Gesandte von Bismarck nebst zwei Geleitschaftsmitgliedern zugegen. Die Unterhaltung trug einen sehr herzlichem Charakter. Nach dem Empfange stattete Se. Königliche Hoheit Prinz Heinrich dem Kardinal-Staatssekretär Rampolla einen Besuch ab, den derselbe bald darauf in dem Hotel Bristol, wo Ihre Königlichen Hoheiten wohnen, erwiderte. Sonntag Abend fand im Quirinal ein Diner zu Ehren des Prinzen und der Prinzessin Heinrich statt.

* Der Aufstanz der Söhne des Kaisers in Wien scheint vorläufig auf drei Jahre beschränkt zu sein, wenigstens sind für diesen Zeitraum die Lehrer, welche mit ihren Familien von Berlin nach Wien überiedelten, verpflichtet worden. Es ist ihnen nach dieser Zeit die Rückkehr in ihre frühere Stellung offen gehalten worden.

* Wie gemeldet wird, hat in der letzten Staatsministerial-Sitzung am Donnerstag der im Sandenbäumen ausgearbeitete Gesetzentwurf betreffend die Zwangsorganisation des Handwerks zur Berathung gelangt. * Vom Bürgerlichen Gesetzbuch. Der konservative Abgeordnete v. Buchta spricht sich in der „Deutschen Juristen-

zeitung“ dahin aus, daß die Ausfüten auf das Zustandekommen des Entwurfs des Bürgerlichen Gesetzbuchs in der gegenwärtigen Tagung des Reichstages erheblich gesunken seien. Es dürfte aber an der Hoffnung gefehlet haben, daß die endliche Verabschiedung des großen Gesetzwurkes in absehbarer Zeit erfolgen werde.

* Der neue Handels- und Schifffahrtsvertrag zwischen Deutschland und Japan nebst einer Konvention über die Ausübung des Handelsverkehrs zwischen den Auswärtigen Ämtern, Staatsminister Freiherrn Marthall v. Dierbierlin und dem japanischen Gesandten Bicome Mori unterzeichnet worden.

* Gegenüber dem Vorgehen einer angeblich preussischen Disziplinärbehörde gegen Zeitungsredaktionen, von welchen Mittheilungen aus geheimen Aktenstücken veröffentlicht worden, führt die „Nordd. Allg. Zeitung“ aus, es handele sich bei dem fraglichen Disziplinarverfahren um eine That, für welche den Zeitungsredakteur oder seine Mitstreifer eine ernsthafte Verantwortlichkeit nicht trifft. Für einen Bruch des betreffenden Dienstgeheimnisses könne nur der die Dienstpflicht verletzende Beamte verantwortlich gemacht werden, die Veröffentlichung an sich sei nicht strafbar. Auch der Feststellung des Verstoßes der mit der Vorbereitung der Strafprozessführung betrauten Kommission ergebe sich, daß dieselbe sich bei dem Verstoße keineswegs auf dem Standpunkte stelle, als solle gegen die bei dem Erheben der Druckchrift beteiligten Personen Zeugnispflicht behufs Ermittlung des Verstoßes oder Einsetzens unbeding und für alle Fälle ausgeschlossen sein. Nur unter gewissen Voraussetzungen wolle die Kommission den Zeugnispflicht beistimmen. Die „Nordd. Allg. Ztg.“ weist nach, daß die von der Kommission gewollte Befristung des Zeugnispflichtes auf solche Fälle keine Anwendung gefunden hätte, für welche die Presse selbst die Verantwortung nicht begründe. Siernach könne es nur auf einem Mißverständnis beruhen, wenn in unrichtigen Fällen der Zeugnispflicht auf Einwendungen gegen die Beschlußfassung der Reichstags-Kommission benützt worden sei.

Wir stimmen dieser Ansicht zu. Wenn wir auch das Vorgehen, daß bei strafbaren Handlungen, für welche der Redakteur haftet, auf den Zeugnispflicht behufs Ermittlung des Verstoßes verzichtet werde, vollkommen für berechtigt halten, da hier der Schuldige, eben der verantwortliche Redakteur, der durch die Veröffentlichung des Artikels das Delikt begangen hat, bekannt ist. Anders verhält es sich aber in den Fällen, in denen es sich gar nicht um Verstoßerehen, sondern um die Ermittlung des Urhebers eines Disziplinarvergehens, oder aber, wie bei der jüngsten Veröffentlichung des „Vorwärts“, um ein geheimer Vergehen, einen Diebstahl handelt. Hier kann die Befreiung der Angefallten der Presse von der Zeugnispflicht weder durch unzutreffende Begriffe mit der Annahmehaltung des Art. 103 zu seinem Vorkommen, des Reichstagsanwalts zu seinem Klienten, noch durch den Hinweis auf die allgemeine Ehrenpflicht, ein anvertrautes Geheimnis zu wahren, begründet werden; genöthigt bleibt die Pflicht, wenn sie übernommen worden, aber man muß sich vorher fragen, ob man sie übernehmen kann, am man eventuell dafür die Zwangsbasis auf sich nehmen will. Unter Umständen kann ein offenes Interesse es erfordern; aber in den jüngst erörterten Fällen vorzeitiger Veröffentlichung amtlicher Aktenstücke waltete ein solches nicht ab.

* Hg. Richter hat, wie die „Nat. Ztg.“ hört, seinen Ausritt aus dem Verein zur Förderung der Handelsfreiheit erklärt. Es wird berichtet, daß dieser Ausritt, wenn in unrichtigen Zusammenhänge mit der von dem genannten Verein veranlaßten Begründung des „Verbandes zum Schutze gegen die Uebergriffe der Agrarier“ steht.

* Die Geschäftsverhältnisse beginnt allmählich sich gegen die immer mehr in Schwung kommende leidige Methode, ihre privaten Angelegenheiten zum Gegenstande behördlicher Nachforschungen zu machen, anzuföhren, wofür folgender aus Stettin gemeldeter Fall ein Beispiel liefert:

Nach Anlaß des Ausstufes in der Konfektionsindustrie ist das Stettiner Gewerbegericht zum Minister für Handel und Gewerbe angewiesen worden, über die Verhältnisse dieser Industrie in Stettin Vernehmungen von Auswärtigen Personen aus dem Kreise der Konfektionäre, Zwischmittler und Arbeiter zu veranstalten. Es hat deshalb am 4. April Einladungen ergahen lassen und den betragenen Industriellen das bei beigefügt, bald bereits vorher aus ihren Büchern folgende Fragen zu informieren und bisabgäuliche Notizen zu machen: 1) Zahl der Arbeiter überhaupt; 2) Zahl der Zwischenmeister; 3) Zahl der in der Werkstätte; 4) Zahl der außerhalb der Werkstätte arbeitenden Personen; 5) Sind die Personen, angeblich in der Konfektionsfabrik, b. zur Qualitätskontrolle und Arbeiterüberwachung; 6) Wieviel Arbeiter, Zulieferer und Zwischenmeister verdienen mehr als 2000 M.; 7) Angabe der Löhne für ihre sämtlichen Familien (Weiber, Kinder, Stiefkinder u. s. w.); 8) Vertheilen sich die Löhne inclusive Zulöhnen, eventuell welche Zulöhnen müßen die Zwischenmeister liefern? Bei den Fragen 1 bis 4 ist auch regelmäßig noch unterschieden zwischen männlichen und weiblichen Personen.

Wie die „Düsch-Zeitung“ hört, haben alle Beteiligte die Auskunft über diese Fragen abgelehnt. Wir halten diese Abfage für vollkommen gerechtfertigt, denn es kann keinen Kaufmann erwünscht sein, daß die Behörde sich in seine Geschäftsangelegenheiten einmücht und moralisch Indiscretionen, die ihm Nachtheile bringen, daraus entstehen.

* Hört die Verwendung sozialdemokratischer Parteigelehrter wird der „Post“ geschrieben, Ende vorigen Jahres, als der Vertreter für den dritten Berliner Reichstagswahlkreis,



Die Anadolische Juno.

Roman von Hans Wachenhufen.

Ladislauſ ergriff das Glas und leerte den Inhalt mit einem Zuge. „Elje à Keretleck! rief er, überwältigt; der Wein und die Erinnerung hatten ihn übermannt. Sein Kinn ſank auf die Bruſt, ſeine Augenlider fielen zu; mit ſtummem Staunen blickten Alle auf den Trunkenen. Unheimliche Stille trat ein. —

Gregor war der erſte, der ſich erhob. Auch ihm war der Wein zu Kopf geſtiegen, die Rede des Ungarn aber hatte ihn völlig ermüdet, und dennoch pochte ihm das Blut in den Schläfen. In der Thür hinter der Portiere ſtieß er auf die Baronin, die bleich und haltlos an dem Rahmen derſelben lehnte.

„Mutter, Du! . . . Was thuſt Du . . .?“ Er begriff ihre Verfaſſung, ſie hatte alles mit angehört. Entſchloſſen nahm er ihren Arm und zog ſie mit ſich. „Der Menſch iſt betrunken“; tröſtete er ſie, „Du weiſt, Stefan ſprach ſchon mit Unwillen davon, daß er der Form wegen ihn hier dulden müſſe, er rechnete darauf, daß er nicht kommen werde. . . . Vergiß ſein dummes Geſchwäg! Wenn Stefan hier geweſen wäre, er würde es nicht gewagt haben, ſo zu ſprechen.“

Gregor fühlte, wie der Arm der Mutter in dem ſeinigen zitterte. Er führte ſie zu den Damen zurück und ſah mit Befriedigung, wie auch die Herren, die dem Ungarn zugehört, einer nach dem andern kamen und ihm durch Achſelzucken ihre Mißbilligung zeigten. Es gelang ihm auch, die Aufregung der Mutter zu beſchwichtigen, aber er ſah doch, daß der feſtliche Tag ihr verdorben war; denn ihr Antliß färbte ſich nicht wieder, und es koſtete ſie die größte Ueberwindung, an der Unterhaltung theilzunehmen und den Gäſtern ein frohes Geſicht zu zeigen.

Ladislauſ Dorog erſchien nicht im Konverſationszimmer. Als er durch die unheimliche Stille um ſich her aus ſeinem Rauſch erwachte, hatte er ſich noch ein Glas des ſchweren Keres eingehandelt und ſich dann unbekümmert um das Haus, in dem er ſich befand, tiefer in den Sefſel zurückgelehnt. Die große Regalia war ſeinen mageren Fingern entglitten und glommt auf dem weichen Teppich weiter, bis ſie ein Loch in demſelben gebrannt. Er ſah und roch es nicht; denn er war eingeſchlafen.

Gregor war, als die Geſellſchaft ſich getrennt, mit einigen Herren noch zum „ſchweren Wagner“, dem damals ſtark beſuchte bayeriſchen Bierhaus gegangen. Keiner erwähnte dort der Erzählung des Ungarn, und auch er wollte nicht mehr an ſie denken.

Als die Baronin ihr Schlafgemach betreten, fühlte ſie ſich magloſ verlainant. Die Thür zu dem Zimmer ihrer Tochter, mit der ſie vor dem Schlafengehen noch zu plaudern pflegte, blieb geſchloſſen; Emmy war mit dem Mann ihres Herzens abgereiſt, um erſt nach Wochen zurückzukehren — mit ihm, von dem ſie heute hatte hören müſſen. . . . Der Traum! Sie erinnerte ſich jenes wüſten Traumens. . . .

Eine namenloſe Angſt um das Schickſal des armen Kindes bemächtigte ſich ihrer. Sie, eine allein daſtehende Frau, hatte ſie es an Vorſicht fehlen laſſen, ehe ſie einwilligte? Aber nichts Nachtheiliges war ihr ja über ihn zu Ohren gekommen, nur jenes Gerücht damals, das er mit ſo finſterem Auge entrüſtet zurückgewieſen hatte. Er hatte es ehrlich nicht ganz in Abrede geſtellt, nur mit einer Frage beantwortet, deren Berechtigung ſie hatte anerkennen müſſen. Und nichts in ſeinem ganzen Weſen hatte ihr Veranlaſſung oder Aufforderung ge-

geben, ihm, ſeiner wahren, aufrichtigen Liebe für Emmy zu mißtrauen.

Der Schwäger ſei betrunken, hatte ihr Gregor zur Beruhigung geſagt, er habe albernes, großſprahlerisches Zeug in ſeinem Rauſch geſprochen, und das gab ihr endlich Beruhigung. Aber wie dieſem Mann morgen begegnen, wenn er kam, um Abſchied zu nehmen; denn unmöglich konnte er ſie länger beſtändigen wollen? . . . Sollte ſie ihn auf ſein Gewiſſen fragen, ob er verantworten könne, was er geſprochen? . . . Gregor ſollte das übernehmen, er als Bruder war berechtigt dazu, und gewiß wußte dieſer Mann morgen gar nichts mehr von ſeiner Erzählung? . . . Stefan konnte nicht für ſeine Verwandten verantwortlich gemacht werden, und dieſer war ihm ſelbſt ja der unwillkommenſte geweſen.

Und wirklich pochte es wieder, aber leiſer. Sie vernahm drauſen im Korridor eine Stimme. Es war die des Sohnes.

„Um Gotteswillen, was iſt?“ rief ſie vom Bette ſpringend.

„Beunruhe dich nicht, Mama!“ rief Gregor. „Ich komme ſoeben nach Hauſe. Wir waren noch ſehr heiter. Unten an der Hausthür begegnete mir der Telegraphenbote, der mit einer verſpätete Depeſche von Emmy und Stefan brachte. Sie grüßen Beide recht herzlich. . . . Gute Nacht! . . .“

„Gott ſei gelobt!“ athmete ſie tief auf und ſank wieder auf das Lager zurück.

Am anderen Vormittag, als ſie eben ihre Toilette beendete, um die zu erwartenden Beſuche zu empfangen, ließ ihr Gregor ſagen, Herr Ladislauſ Dorog ſei gekommen, um ſich zu verabſchieden; er habe ihn nicht abweiſen können.

Dorog war der erſte, der erſchienen. Mit Widerſtreden entſchloß ſich die Baronin, in das Empfangszimmer zu treten. Hier ſchritt ihr der Ungar, heute in tadelloſem Promenadenkoſtüm entgegen, um mit ſeinem ſüßlichen Lächeln ihr die Hand zu küſſen und ihr zu ſagen, daß er in einer halben Stunde den Schnellzug in die Heimath benützen werde.

In Gregors Miene las die Baronin, daß dieſer die Sache von geſtern Abend zu berühren noch nicht Zeit gehabt, und dies war erklärend, denn der Gaſt entwickelte ſeine Geſprächigkeit in einer Weiſe, die niemanden zu Worte kommen ließ. Die Stimmung, die heitere, unbefangene Miene des Mannes bezeugte, daß er ſich ſeiner Worte vom Abend vorher gar nicht erinnerte, ſich vielleicht auch geſtern gar nicht bewußt geweſen, was er geſchwätzt, und dies brachte auch Gregor von dem Vorſatze ab, zumal einige andere Beſucher eintraten, den unwillkommenen neuen Verwandten in ein Nebenzimmer zu laden und zu befragen. Kurz Dorog Ladislauſ war der Baronin und Gregor, nachdem er Beiden die Hände gedrückt und geküßt und ſie mit Dankſagungen überſchüttet, unter den Händen verſchwunden, als ſich das Zimmer mit Fremden füllte, und Gregor ſuchte ihn vergebens, als er nach Begrüßung der letzteren ſich ſeiner wieder erinnerte. „Was kann man auf die Rede dieſes Narren geben!“ Damit beſchloß er, nicht mehr an den geſtrigen Vorfall zu denken. Er mußte ja am beſten, was einem ſo ausgezeichneten jungen Mann in Herzensangelegenheiten paſſiren kann, ehe er wirklich diejenige Frau findet, der er ſich ganz und für immer hinzugeben bereit iſt. Er verzeh in dem ganzen Vorfall nur die Taktloſigkeit nicht, dergleichen der Familie zu erzählen, aber auch hierfür gab es eine Entſchuldigung in der geſtrigen Unzurechnungsfähigkeit des Mannes.

Erſt gegen Abend, als inzwiſchen noch zwei Depeſchen des glücklichen Paars eingetroffen waren, und Gregor, der ſeine Freunde eingeladen, mit ihm die beaux restes der Hochzeitſtafel zu verzehren, unten im Speiſeſaal noch ein luſtiges Gelage hielt, hatte die Mutter endlich Muße gefunden, etwas zu ruhen und ſich oben in ihr Zimmer zurückgezogen.

Die Depeſchen lagen vor ihr auf dem Tiſch, und dennoch bewegte ſich ihre Bruſt ſo aſthmatiſch. Sie lächelte, wenn ſie

auf die Papiere blickte und doch schloß sie ängstlich die Augen, und lehnte sich im Sopha zurück.

„Es ist das Ungewohnte meiner Lage,“ sagte sie sich. „Wenn zwei zusammen ein solches Gemüthsleben wie Emmy und ich führten, so muß ja bei der Zurückbleibenden eine Leere eintreten: sie bangt um das Wohl derjenigen, die sich zum ersten Male von ihr entfernt, und das öffnet meinem unglückseligen Ahnungsvermögen ein so weites Feld . . . Ich übergab sie mit vollem Vertrauen diesem Gatten, ja ich gestehe, auch ich hatte eine Schwäche für ihn; ich beobachtete ihn immer nur öffentlich unter den jungen Leuten und meine Ahnung mußte so wunderbar zutreffen, daß ich in seinem Werben um sie, stolz auf meine Sehrgabe, eine Gemüthung für mich, eine göttliche Fügung für mein Kind sah und vielleicht in blinder Vorliebe meine Einwilligung gab . . . Und doch nicht!“ fuhr sie fort, die Hand auf die Brust pressend. „Ich hatte ja nur Gutes von ihm gehört bis auf . . .“ Sie schloß die Augen wieder . . . „Ich bat den Vormund, freilich, als ich schon halb eingewilligt, als Geschäftsmann genaue Erkundigungen einzuziehen. Er sandte auch einen Bevollmächtigten nach Ungarn und nur das Beste ward mir berichtet über ihn und seine hochachtbare Familie . . . Und daß jetzt gerade dieser Eine sich persönlich einfinden mußte, während die Andern am Tage vor der Hochzeit telegraphisch ihr Bedauern ausdrückten, nicht kommen zu können? Die Reise ist so weit, und er lebt sehr unabhängig von seinen Verwandten. . .“

4.

In einer großen Stadt entzieht sich das häusliche Leben zweier Gatten der Kenntniß der Welt, und handelt es sich um eine Ehe, welche die Gesellschaftskreise interessirt, so beurtheilt man diese Ehe nach äußeren Symptomen.

Stefan und seine Gattin bewohnten das schöne pompejanische, von einem herrlichen Garten umgebene Landhaus seit bald drei Jahren. Emmy machte den Eindruck einer Glücklichen nur auf den, der sie flüchtig sah. Sie war voll und schön aufgeblüht, eine anmuthige, vornehme Frauengestalt; ihre Züge hatten jene sentimentale Weichheit verloren, ihr Auge blickte selbstbewußter, nur in ihre Mundwinkel hatte sich ein kleiner Schatten eingegraben, der erst verschwand, wenn sie bei einer Begrüßung lächelte und ihre Lippen recht berebt die Sprache einer Zufriedenen zu führen suchten.

Ihr Gatte war vor der Welt ganz derselbe geblieben, in seinem Antlitze, seinem Wesen, seinen Gewohnheiten, der Sport war seine einzige Beschäftigung und die Unmöglichkeit, daß die Gattin an denselben Antheil nehme, erklärte, warum man sie nur in der Gesellschaft beisammen sah.

Sie führten ein großes Haus. Stefan hatte seine Gattin im Herbst des Jahres nach Wien geführt, sie in Budapest auch einigen Verwandten vorgestellt; nur den Oheim Ladislaus hatte er vermieden. Es hatte ihn nicht ganz verschwiegen bleiben können, wie taktlos sich dieser benommen. Emmy hatte von Ungarn den Eindruck mitgenommen, daß sie sich an der Schwelle des Orients befanden, und daß die Freude, mit der man sie empfangen, mehr betäubend als sympathisch gewesen.

Seit der Rückkehr von dieser Reise glaubte sie des Gatten sonst so heitere Stirn zuweilen unvöllig zu finden, aber er lächelte die Schatten fort, wenn sie dieselben bemerkte. Der Kreis, der sich seit Anfang in ihrem Hause gesammelt, war ein großer, und groß also auch der Aufwand gewesen. Nur Gregor fehlte in demselben; er hatte sich endlich zur Entfaltung bequemt, als ihm der Arzt dies als letzte Rettung vorgeschlagen. Auch die Mutter fehlte oft, dieses unruhige Leben griff ihre Nerven zu stark an, auch mußte sie sich der Pflege des Sohnes widmen sagte sie, und so hatte Emmy denn sehr bald kennen lernen müssen, auf eigenen Füßen zu stehen. Das hatte notwendig die alte Vertraulichkeit gelockert. Emmy behielt für sich, was sonst die Mutter hätte wissen müssen, zuerst all die kleinen Sorgen, den kleinen Kummer, dann, was sich aus diesem entwickelte. Sie suchte ihre Zerstreuung mit Freundinnen, wenn Stefan sie allein ließ. Sie zürnte ihm nicht deshalb; denn er war immer der pärtliche Gatte, wenn er heimkehrte, sie war auch nicht böse, wenn sie mußte, daß es bei seinen Unterhaltungen nicht an gewissen, dem Sport huldbigenden jungen Frauen der „besten“ Kreise gefehlt, die über die Grenzen sittlicher Gesetze hinwegsetzten, wie über die Hindernisse ihrer Jagdrennen. Aber bei alledem war es doch dahin gekommen, daß sich ihr Beisammensein kühler gefaltete, daß es ihnen an Stimmung und Stoff fehlte, wenn sie ohne Gäste waren, daß Emmy, wenn sie mit der Mutter

plauderte sich von Dingen bedrückt fühlte, von denen sie hätte sprechen mögen, und doch nicht sprach.

Die Geburt eines reizenden Bübchens fesselte Stefan mehr an das Haus. Aber der Himmel nahm es nach wenigen Monaten wieder zu sich, und empfindlich klagte eine Leere im Herzen der jungen Frau, als Stefan ihr um den Tod des Kindes zu zürnen schien und seine Trauer draußen zu vergessen suchte.

„Es ist nicht der richtige Kitt in dieser Ehe,“ klagte die Baronin schon nach zwei Jahren heimlich. „Emmy hat ja gar keinen wirklichen Genuß an diesen Zerstreuungen außerhalb des Hauses. Es ist ja von der äußersten Galanterie gegen mich, aber er ist ja Meister in den Formen und dies empfindet auch sie. Ich bemerkte schon mehrmals, daß sie heimlich gweint. Ist es denn auch denkbar, den ganzen Tag nur mit Pferden, Reitknechten, Jägern und Meuten zu verbringen. Und die Tage reichen nicht einmal aus dazu, auch die Nächte . . . Emmy jagt nichts, aber ich weiß ja von Andern, die mir in halben Worten . . . Auch die Oper, die Theater besucht er schon ohne sie und überläßt sie die langen Abende ihren Freundinnen . . . Und das Geld, das dies Alles kostet, das Geld! Und dabei spricht er von schweren Mizernten in Ungarn! Selbst der Reichste muß doch durch dergleichen berührt werden, und Gregor, der allerdings etwas mißgünstig, da er ihn sein Leben so genießen sieht, behauptet auch . . . Ich will mich nicht wieder meinen finsternen Gedanken hingeben.“

Damit riß die Baronin sich aus ihren Grübeleien los, und wenn sie Stefan sah, den schönen ritterlichen Mann, wurde ihr Frauenherz immer wieder bestochen; er küßte in so galanter Ehrfurcht ihre Hand, sprach zu ihr mit so gewinnender Herrlichkeit, daß sie Alles vergaß und selbst wohl schmeigend gegen Emmy Partei nahm, wenn sie einen Zug von ernstlicher Unzufriedenheit in deren Antlitze sah, ohne daß sie sich jemals gegen sie aussprach.

Stefan hatte in den beiden ersten Jahren den Sommer mit seiner Gattin auf Reisen, in den Modebädern verlebt. Auch als das dritte Jahr begann, war er, von großer Dienerschaft begleitet, mit Emmy aufgebrochen, um erst zum Herbst zurückzukehren.

Die Baronin hatte, als die Tochter ihr Adieu sagte, Emmy sehr zufrieden mit diesem Wechsel gefunden; denn sie hatte während des letzten Winters wenig Geschmack mehr an dem Gesellschaftsleben gefunden und an demselben nur gezwungen theilgenommen.

Die alte Dame fühlte sich jetzt recht zufrieden; denn auch Excellenz hatte sich bei ihr beklagt, daß sie, die Großmutter, für Emmy kaum noch zu existiren scheine. Auch ihr geigte sie ja nicht mehr das alte Vertrauen, und sie sprach niemals, beklagte sich auch über nichts.

Sie schied von der Tochter, um selbst mit Gregor demnächst die Stadt zu verlassen. Derselbe mußte wieder aufs Land, und sie wollte ihn, den so Unvernünftigen, nicht allein lassen.

Nur wenige Briefe empfing sie in ihrer ländlichen Zurückgezogenheit von Emmy, und diese waren ziemlich inhaltslos. Gregors Befinden besserte sich, freilich, um voraussichtlich nach der Rückkehr in die Stadt wieder das alte zu werden.

Auch Emmy war nach vier Monaten langer Abwesenheit mit dem Gatten in der pompejanischen Villa wieder eingetroffen. Sie sah wohl aus; die Reise und die Bewegung in der freien Luft waren ihr gut bekommen, im übrigen aber schien ihre Gemüthsstimmung sich nicht gebessert zu haben; denn sie fühlte weniger denn je Bedürfnis, die Mutter und den Bruder aufzusuchen; sie hatte ja jetzt eine intime Freundin, mit der sie sich aussprechen konnte.

Gregor grollte ihr deshalb, sie sei gar nicht mehr aufzuschließen, klagte er der Mutter. Er mußte überhaupt eine schlechte Meinung von ihrer Ehe gefaßt haben; denn er, der schon immer verdrossen über den eigenen Gesundheitszustand war und nach gerade menschenscheu geworden, suchte seit seiner Rückkehr in die Stadt auch Stefan nach Möglichkeit zu meiden.

Eines Tages betrat er mit bleichem Gesicht, in der schlimmsten Laune sein Zimmer.

„Schulden hat er bereits“, ächzte er, sich auf das Sopha werfend; „denn er pumpt, wie es scheint, aus derselben Quelle, an der ich die meinigen gemacht, so lange ich noch leben durfte. Er hält ja einen Stall, zu dem die Einnahmen eines Herzogs gehören, spielt und wettet wie ein Prinz von Wales, macht den Damen der Oper Geschenke, die den Millionären zu kostspielig sind, und jetzt auch noch . . .“ Er rieb sich die Stirn und harpte dann, als suche er sich etwas zu reimen, vor sich hin.

Rausch
in Bud
wir für
ja selb
mantid
bestrit
darin f
10)
meine
drückte
Es
machte
zurück
„N
lieber,
Du ebe
„M
wurfsoc
St
der B
Stimme
„I
aufständ
der jede
ich woll
Aber wo
meinem
solches
Ich
und sub
D
da Du
Tages
dachte,
mühte
solches
Du mid
„U
unterbr
Lar
„I
mir ab
Leid zu
Sträuch
verkürzt
ich Dich
U
Mädche
denn n
mein B
Sie
leise:
„D
Deine U
eine sch
lich, In
flören n
nicht ein
das W
Scham
ebenfo g
daß Du
würde
mag ich
Sa
sie ihr
„Werde
vermag
Sie
Augen
„So v
himmel

Was dieser ungarische Ruffknaecher uns damals in seinem Rausch am Hochzeitsabend erzählte, von . . . von jener Gräfin in Budapest, der anadollischen Juno, wie er sie nannte, hielten wir für ein Märchen seiner berauschten Phantasie; denn er sagte ja selbst, er habe die Hälfte seines Lebens in dem wilden, romantischen, halb orientalischen Bosnien verbracht . . . Ich bestreite ja nicht, daß ein Körnchen von Wahrheit, von Wirklichkeit darin sein könne."

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Mana.

10) Roman aus der Ukraine. Von Dr. S. Kube.

Mana seufzte schwer und lehnte fassungslos ihren Kopf an meine Brust. Ich umfing sie liebend mit meinen Armen und drückte sie fest an mein heftig klopfendes Herz.

Es war ein schöner wonniger, aber kurzer Augenblick. Mana machte sich sanft aus meiner Umarmung los, trat einige Schritte zurück und rief mit gerungenen Händen:

"Nein, nein, ich bin schon erwacht — Ingnunt, mein Geliebter, das darf nicht sein, Du darfst niemals ausführen, was Du eben mir sagtest!"

"Mana, Du glaubst mir nicht?" fragte ich vorwurfsvoll.

Sie schwieg lange, dann kreuzte sie die Arme über der Brust und sprach mit fester, wenn auch zitternder Stimme:

"Wenn mein Vater oder meine Mutter aus dem Grabe aufstünden, und zu mir sprächen, ja, wenn der heilige Schutzengel, der jedem Menschen schirmend zur Seite steht, mit mir rebete, ich wollte ihm nicht mehr Glauben schenken als Dir, Geliebter. Aber was Du anstrebst, darf nicht geschehen, nein, eher mag auf meinem Grabhügel ein Bäumlein grünen, als daß ich Dir ein solches Leid zufügen sollte, mein Herrlicher, mein Alles!"

Ich wollte sprechen, doch sie legte ihre Hand auf die meinige und fuhr fort:

"O, ich hoffte manchmal, daß die Stunde schlagen würde, da Du dieses Geständniß mir machtest, und Maria meinte eines Tages, vielleicht würdest Du mich heirathen! Und ich dachte, wenn Du mich zum Weibe begehrtest, dann müßte ich vor Freude sterben, nicht deshalb, weil mir ein solches Glück widerfahren, sondern weil ich erkennen würde, daß Du mich unendlich liebst."

"Und weshalb willst Du nicht mein Weib werden, Mana?" unterbrach ich sie verwundert.

Sangsam antwortete Mana:

"Für Dein Glück, Geliebter, wollte ich gern mein Herzblut mir abzapfen lassen bis zum letzten Tropfen, Jedem der Dir ein Leid zufüge, würde ich jenes Kraut kochen, welches unter den Sträuchern an der Mauer wächst und den Menschen das Leben verkürzt. Und weshalb dies Alles? O, mein Heißgeliebter, weil ich Dich mehr liebe, als mein Glück, mein Leben!"

"Mana, was sprichst Du da?" erwiderte ich, das Mädchen an mich zehend und umarmend. "Weißt Du denn nicht, daß ich ohne Dich nicht zu leben vermag, mein Lieb?"

Sie lehnte ihren Kopf an meine Schulter und entgegnete leise:

"Du mein Einziger, mein Alles, das vergeht! Wenn Du Deine Mana nicht mehr siehst, dann wirst Du sie vergessen und eine schöne, reiche, kluge Frau heirathen. Dann bist Du glücklich, Ingnunt, während ein armes Mädchen Dein Glück nur stören würde. Nein, Herzgeliebter, bedenke nur, ich verstände es ja nicht einmal, mit Deinen Schwestern zu reden, ich kann nichts, als das Vaterunser und meine Lieder. Nein, nein, ich müßte vor Scham unter die Erde sinken. Deine Schwestern sind doch gewiß ebenso gelehrt wie Du, mein Herz? Sieh, dann würde die Zeit kommen, daß Du es bedauerdest, mich zum Weibe genommen zu haben, und ich würde vor Herzeleid vergehen. Geliebter, ich will allein leiden, mag ich auch darüber sterben, aber Du sollst glücklich sein!"

Sanft machte sie sich aus meinen Armen los, und indem sie ihr blaßes Gesicht dem Himmel zuwandte, fuhr sie fort: "Werde glücklich, so glücklich, wie nur ein Sterblicher zu werden vermag!"

Darauf hob sie ihre Hände wie segnend in die Höhe, ihre Augen flammten in der Dunkelheit, und begeistert sprach sie: "So viele Sterne das ganze Jahr hindurch am dunklen Nachthimmel glänzen, so viele glückliche Stunden möge Gott Dir be-

scheeren! Mögen alle heiligen Engel vom Himmel auf die Erde niedersteigen und Dich schirmend und schützend umgeben, damit kein Unglück, kein Leid Dich treffe! Das alles erflehe ich für Dich, Heißgeliebter, zum Danke für die seligen Stunden namenlosen Glückes, die Du einer armen Waise bereitest, zum Dank für die heilige Liebe, welche hier in der Brust so schmerzt und so brennt, die ich aber nicht lassen möchte um alle Schätze der Welt."

Von ihren heißen Gefühlen überwältigt, ließ sie sich auf die Kniee vor mir nieder, bedeckte meine Hände mit feurigen Küffen und benetzte dieselbe mit heißen Thränen. Dann sprang sie auf und rief in herzerreißendem Tone: "Und nun lebe wohl, Du, mein alles, lebe wohl auf ewig!"

Ehe ich ihr eine Antwort geben oder sie bei der Hand fassen konnte, war sie entflohen und hinter dem Thore verschwunden. Ich eilte ihr nach, aber auf dem Hofe herrschten tiefe Stille und große Dunkelheit, und ich fand Mana nirgends. Wie lange ich auf dem Hofe herumging, weiß ich nicht. Die Abschiedsworte und der Segenswunsch Manas wollten mir nicht aus dem Kopfe, allein ich schrieb alles ihrer ungewöhnlichen Erregung zu. Am nächsten Morgen wollte ich in aller Frühe zum Schloßherrn hinüberreiten, ihm alles erzählen und ihn bitten, Mana so lange in sein Haus aufzunehmen, bis ich sie als Gattin heimführen könne. Ich war überzeugt, daß meine Verlobte dort mit Herzlichkeit aufgenommen würde, ja, daß die Edelfrau es sich gewiß nicht nehmen ließe, Mana selbst in das Schloß abzuholen. Mit diesen Gedanken kehrte ich in meine Wohnung zurück und legte mich schlafen. Frühe erwachte ich aus meinem unruhigen Schlummer, kleidete mich schnell an und befahl, mein Pferd zu fassen. Ich wußte, daß die Herrschaften zugleich mit den Diensthöfen schon bei Sonnenaufgang aufstünden. Als ich ungeduldig am Fenster stand und auf das Vorführen des Pferdes wartete, öffnete sich plötzlich die Thür, und der Unterdirektor erschien auf der Schwelle.

"Darf man bei dem Herrn eintreten?" fragte er in einem wahren Flüster-ton.

Sein Anblick rief in mir die häßlichsten Gefühle wach, aber ich war Mann genug, mich zu beherrschen und erwiderte daher kalt:

"Treten Sie ein!"

Er trat ins Zimmer und verneigte sich tief; auf seinem Gesicht malten sich verheerter Triumph und satanische Freude. Wie ein Fuchs schlich er näher und sagte:

"Ich wollte dem Herrn melden, daß sich in der Fabrik etwas Außerordentliches ereignet hat."

"Was giebt's?" rief ich, indem ich ihn mit finsternen Blicken maß.

Eine der Arbeiterinnen ist während der Nacht fortgelaufen."

Ich erbehte; denn ich ahnte etwas Schreckliches.

Der Unterdirektor bemerkte die Veränderung, welche auf meinem Gesichte vor sich gieng, seine grauen Augen leuchteten lebhaft, er suchte seine Schadenfreude zu verbergen, und sagte scheinbar zornig:

"Ich habe ja immer gesagt, daß das Mädchen nichts taugt, und nun hat die nichtsnutzige Mana die Fabrik heimlich verlassen und treibt sich, Gott weiß wo, herum. Wen soll man nun an ihre Stelle setzen?"

Ob der heimtückische Mensch noch mehr gesprochen, weiß ich nicht; denn wie ein Wahnsinniger eilte ich zur Thür hinaus. Daß ich den elenden Aufwiegler in jenem Augenblicke nicht erwürgt habe, verziehe ich noch heute nicht. Ebenso weiß ich heut noch nicht, wie ich auf den Hof gelangte. Hier begegnete ich Maria, welche herzlich weinte und zu mir kommen wollte. Ich ergriff ihre Hand und rief:

"Wo ist Mana?"

"O, ich weiß es nicht, ich weiß es nicht junger Herr," antwortete sie schluchzend.

Bevor es Tag wurde, erwachte ich und sah, daß Mana nicht schlief und schon fertig angezogen war. Ich fragte, weshalb sie schon so früh aufgestanden wäre. Ohne ein Wort zu erwidern, küßte sie mich einige Male stürmisch, hing ihren Mantel um und gieng hinaus. Ich dachte, sie wollte den Sonnenaufgang betrachten, wie sie es so gern that, allein später entdeckte ich, daß sie mit ihrer ganzen Habe fortgegangen ist. O, mein armes Täubchen!"

Ich warf mich aufs Pferd und jagte nach dem Schlosse. Es mußte eine furchtbare Veränderung mit mir vorgegangen sein, und die ganze Hölle der Gedanken, welche ich im Herzen trug, spiegelte sich wahrscheinlich auf meinem Gesichte ab; denn

als Herr Mieczyslaw, welcher, seine Pfeife rauchend, vor dem Schloß mit einigen Bauern sprach, mich erblickte, zog er seine Augenbrauen zusammen, gab den Leuten ein Zeichen, sich zu entfernen, drückte mir schweigend die Hand und führte mich ins Haus. Mit kurzen Worten — viel zu sprechen war mir rein unmöglich erzählte ich ihm den ganzen Vorgang und bat ihn herzlich zur Aufsuchung der armen Umana behilflich sein zu wollen. Mit amwöltester Stirn hörte er mich ruhig an; aus seinen treuherzigen Augen sprachen innige Theilnahme und großer Schmerz.

„Das ist eine traurige Geschichte,“ sagte er endlich, „und ich fürchte, sie wird schlecht für das unglückliche Mädchen enden. Ich kenne die ukrainischen Mädchen nur zu gut; sie sind alle wie aus Feuer geschaffen. In ihrer Verzweiflung suchen sie häufig das mörderische Kraut, welches in den Sträuchern wächst, oder sie stürzen sich in den Bach, welcher hinter dem Futor fließt.“ Als er sah, wie ich erleichtert und am ganzen Körper zitterte, fügte er schnell hinzu: „Aber vielleicht wird noch alles gut. Seien Sie überzeugt, daß ich für Sie alles thun werde, was in meinen Kräften steht. Ich will sofort Leute auf die Landstraßen und in die Dörfer schicken und nichts unversucht lassen, um Umana aufzufinden. Ihre Ruhe ist die meinige, und das Mädchen jammert mich.“

Auch Frau Sophia kam in das Zimmer, und nachdem sie alles erfahren hatte, suchte sie mich auf alle nur mögliche Weise zu erheitern und zu zerstreuen. Als ich nach einigen Stunden das Schloß verließ, war ich bedeutend ruhiger, und ich hegte die Hoffnung, daß man Umana gewiß finden und zurückbringen werde. Noch am nämlichen Tage entließ ich Orzbonowicz, und bereits nach kurzer Zeit hatte ich einen neuen Unterdirektor engagirt.

Trog des schönen Sonnenscheins verlief der Tag trübe, ebenso der zweite, der dritte, der vierte — keiner brachte mir Kunde von meiner armen Geliebten. Vergebens suchten die Boten des Herrn Mieczyslaw das verschwundene Mädchen in den Dörfern; Niemand hatte Umana gesehen. Ich selbst jagte nach allen Richtungen durch die Steppe, überall das eine Gesicht suchend — die einsige Frauengestalt — umsonst! So oft mich der Schloßherr traf, sagte er traurig:

„Nirgends können wir sie finden; sie muß entweder sehr weit gegangen sein, oder —“

Frau Sonka legte ihm, ehe er seinen Satz vollenden konnte, die Hand auf den Mund und rief:

„Höre auf, Mieczyslaw, bitte! Warum läßt Du solch entsetzliche Gedanken in Dir aufkommen? Du quälst damit nur Herrn Bogmunt.“

[Schluß folgt.]

Allerlei.

Frühling und Ostern in Paris. Der Passionssonntag des Heilsjahres 1896 wird den Parisern unvergesslich bleiben und für die spätesten Jahrhunderte sagenhaft werden, denn noch niemals war ein so früher Passionssonntag von einem so frühen Lenz verberlicht. Als Urkunde gewissermaßen dieses exceptionellen Frühlingsosters können folgende Daten über den auf dem Massenauzug ins Grüne legten Sonntag von den Pariser vertiglichen Lyoner Schinken und kalten Kalbsbraten in Gelee nebst harten Eiern gelten. Man höre und staune: Es wurden von den Pariser Wegern für Landpartien 740000 Tonnen und 840000 Kilo Schinken, 683000 und 227000 Kilo gelierter Kalbsbraten, dazu 14232000 gekochte Eier, verkauft. Es lebe der Lenz 1896 und es lebe die Statistik! Seit dem Sommer 1879, der ebenfalls bemerkenswerth in der Geschichte der Schinken und Kalbsbratenverteilung bleiben wird, ist ein so fabelhaftes Ereigniß nicht dagewesen! Die Wegger und Wurstmacher strahlen denn auch vor Freude und singen wahre Dithyramben auf den Pariser Frühling 1896. Was der Pariser Frühling in den letzten Tagen geleistet hat, läßt sich in Worte gar nicht fassen. Welche Tage, welche Nächte! Nach dem ersten zarten Grün, mit dem der Frühling vor einigen Wochen Paris überhäuft, hat sich jetzt alles mit Blüthenschnee-Pyramiden bedeckt, die Kirchbäume, die Kastanien, die Akazien, die Esfomoren, der Flieder duften schier betäubend, die Nächte durchsingt die Nachtigall, wir haben 19 Grad Neaumur im Schatten und das Blühen will nicht enden!

— — — Um uns einen Begriff der frühlinghaften Herrlichkeit von Paris zu machen muß man bedenken, daß es zur Zeit 88564 Bäume in Paris giebt, die jungen Bäume ungerchnet. Man afflimatistirt seit Jahren in den öffentlichen Gärten und Wegen, auf allen Boulevards und Straßen neben den einheimischen Kastanien, Linden, Akazien zahllose tropische Baumarten. So leben vor die Eichen Virginiens, die Miesfontonieren Kaliforniens, die Esfomoren Japans, die Platanen Chinas und Neu-Hollands ihre Blüthen- und Blätterpracht auf den Boulevards entfalten, und wenn das so fortgeht, gleicht Paris in einigen Jahren einem weiten exotischen Walde,

Verantw. Redakteur: Dr. Heinrich Huhe. Notationsdruck und Verlag von Otto Thiel e Halle (Saale), Leipziger. 87.

in dem unsere bescheidenen Sperlinge den in unsere Mauern verbannt Kolibris und Paradiesvögeln das Do re mi — — la der Civiltatio- beibringen werden.

Dieser frühe Lenz giebt den Ostervorbereitungen in Paris erst die rechte Weihe und Stimmung. Wohl in keinem Lande der Erde ist Ostern so sehr ein Fest der Geschenke und der Verehrung der Frauen wie in Frankreich. Die altfranzösische Galanterie hat aus dem Frühlingssieste, dem Feste der Jugend und wiedererlebenden Schönheit des Jahres einen neuen Anlaß zum Kultus der Frauen hergeleitet. Auf dem Lande wählt man noch heute eine Osterkönigin unter den schönsten Mädchen des Dorfes, welches von Haus zu Haus geht, ihren Otiereiertribut einzubringen, welche Eier dann von den Hirtin der ganzen Umgegend auf freiem Felde unter Schalmeyentlang verpeist werden. Dies ist das uralte „berlus“, dies „Mahl der harten Eier“. Nun wohl, in Paris ist jede Dame eine Osterkönigin, der ihr Tribut an Otiereiern respektvoll ins Haus gebracht wird, während ihre ländliche Genossin ihn sich holen geht. Aber welche Otiereier bringt man heututage den Pariser Damen ins Haus! „Zum Teufel ging der Spiritus — das Phlegma ist geblieben“, ruft zu Otieren mancher, sonst auf seine Damenbekanntschaft nicht wenig stolze Pariser. — Die poetischen Legenden sind verschwunden, aber ihre Gebräuche sind geblieben — ja nur um so kostspieliger geworden! Und keine kostspieliger als die Sitte der Otiereier! Von allen kostspieligen und naiven Souvenirs, in die der Pariser an de siecle seine schönen Napoleonsdor zu verwandeln gezwungen ist, bleibt das Otiereier das naivste und theuerste, gleichviel, ob es aus gemalktem Karton, aus Seide, aus Spigen, aus künstlichen oder natürlichen Blumen, aus Gold oder Schokolade gemacht ist. Nichts wird in den beiden Wochen vor und nach Ostern dargeboten, was nicht in eins dieser winzigen oder gigantischen Otiereier, welche in den Schaufenstern der großen Boulevards prangen, eingeschlossen wäre — sei es ein Brillantring, eine Uhr, eine Photographie oder ein Duzend Handschuhe. Ein Geschenk, das sich in anderer Umhüllung zeigt, wird als gewöhnlich eine ziemlich kühle Aufnahme finden — wenigstens wenn es nicht etwas ganz erstaunlich Schönes ist, in welchem Falle es aber sicher mit dem Ausruf begrüßt wird: „Das hübsche Ei!“ „Was“, ruft er überrascht, „das ist ja ein Nachtisch-necessaire aus Silber und Email und kein Ei!“ Und man wird Euch alsdann mit, ach so reizendem Mitleid über Eure Unwissenheit belehren, das jedes zwischen Palmsonntag und Quasimodo angebotene Geschenk immer und allerwege ein Ei ist, so verschieden es auch von einem solchen sein sollte. Ein Brillantschmuck, Collier, Bracelet, Broche ist ein Ei. Salonlampen von zwei Metern Höhe — sind ein Otiereier, eine Garnitur Porzellanstücke und Ahornstühle für die Beranda sind ein Otiereier, ein Regenschirm mit Stoddegen — ein Ei, ein Ei überall und immerdar. Gerade wie jedes Geschenk gegen Jahresende „Meiner Weihnachten“ ist.

Glückliches Bäarchen.

Welch glückliches Bäarchen,
Herr Schmidt und Frau Schmidten!
Vier Jahre verheirat!
Und niemals gestridden.

Vier Jahre un-ohne
'ne Spur von ä Streide?!
Wo leb'n denn, ich bitt Sie,
Die glücklichen Leide?

Nu, er lebt in Leipzig,
Un sie lebt in Dräjen
Vom erschen Tag, daß se
Verheirat't gewesen.

Das Rad der Zeit. Aus Siebenbürgen kommt dem Wiener „Fremdenblatt“ von zarter Damenhand ein gemeinter Stoßseufzer zu. Des Mädchens Klage lautet:

Ach, das edle Weib von heute,
Das bekanntlich Rosen flicht,
Spricht vom Zweirad und vom Dreirad,
Doch vom Spinnrad spricht es nicht.
Und der Junggesell von heute
Folgt ertröhend ihrer Spur,
Spricht vom Zweirad und vom Dreirad,
Doch von Heirath? — schweigt er nur!

Vom Büchertisch

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— **Stangens illustrierte Reise- und Verkehrs-Zeitung** veröffentlicht in ihrer Nummer vom 1. April eine Reihe interessanter und künstlerisch werthvoller Originalzeichnungen aus Palmaten und Bosnien von Peter Paul Müller in München. Ebenfalls reich illustriert sind die Artikel über Istrien-Livorno von Herrn Anders-Krüger und über die ungarische Millenniums-Ausstellung. Von inhaltlich besonders beachtenswerthen Artikeln nennen wir noch: „Die Jungfrauabahn“ von Johannes Gaedde, „Schiffsdienst im Hafen“ (wie der transatlantische Verkehr organisiert ist) von Ottomar Beta und in Feuilleton: „Ein Globe-Trotter“ von Alfred Gerth und „Die Drufenbraut“ von Carl Stangen.